

Commedia“ Dantes kannte, bietet sie am Schluss eine äußerst interessante, historische wie literaturwissenschaftlich nachvollziehbare Deutung der etwas rührseligen, auch in der Tradition der *comédie larmoyante* stehenden und mit ihrem Figurenensemble an Christian Fürchtegott Gellerts Drama „Die zärtlichen Schwestern“ erinnernden Novelle an. Etwas weiter reichende Interpretationen – z. B. das Werk selbst als adelige Praxisform und die Sicht Johanns auf aufständische Bauern als distinktive Wertung, beides also im Sinne Pierre Bourdieus als Elemente des Habitus und somit als Ausdruck eines bestimmten Lebensstils, zu lesen – bleiben vielleicht zukünftigen Lesern jedweder Couleur überlassen.

Dresden/Speyer

Nadine Kulbe

LYDIA ICKE-SCHWALBE/WALTER SCHMITZ (Hg.), Bengalen und Sachsen. Tagore in Dresden, Thelem-Verlag, Dresden 2012. – 165 S., brosch. (ISBN: 978-3-942411-46-2, Preis: 15,00 €).

Rabīndranāth Ṭhākūr (englisch: Tagore), bengalischer Dichter, Pädagoge, Komponist, Maler und Sozialreformer, erzeugte mit Besuchen in Deutschland (1921, 1926 und 1930) eine für die damalige Zeit große Resonanz. Nachdem Martin Kämpchen in mehreren Veröffentlichungen global die Beziehungen Tagores zu Deutschland dokumentiert hatte, liegt nun erstmals ein Sachsen und besonders Dresden in den Blick nehmender Sammelband vor.

Die einzelnen Beiträge zeigen jeweils besondere Facetten dieses Spektrums auf. LYDIA ICKE-SCHWALBE, frühere Kustodin am Dresdner Völkerkundemuseum, untersucht die Familiengeschichte des Tagore-Clans in Kalkutta und Shantiniketan. Darin breitet sie ein breites Spektrum aus, das lebendig angereichert wird durch die Erstveröffentlichung zahlreicher Text- und Bildquellen aus den Tagebüchern des Anthropologen Egon von Eickstedt, der Tagore an dessen Wirkungsstätte in Shantiniketan aufgesucht hatte. Bezüglich Eickstedts Erwähnung der Eugenik und seiner Absicht, die Santal-Ureinwohner vermessen zu wollen (vgl. S. 19, 209), wäre ein Hinweis auf den Rassenforscher Eickstedt angebracht gewesen, zumal eine kritische Biografie über ihn bereits vorliegt (vgl. D. PREUSS, Anthropologe und Forschungsreisender, München 2009). Dieses Monitum tut allerdings der obigen Darstellung, die besonders auch durch genaue Begriffserklärungen besticht, kaum Abbruch.

In einem weiteren Beitrag schildert ICKE-SCHWALBE die Beziehungen zweier ganz unterschiedlicher Mitglieder des Tagore-Clans zu Sachsen und Dresden. Ihr gelingt ein eindrucksvolles Porträt des entfernten Verwandten des Dichters, Raja Sourindro Mohun Tagore (1840–1914). Dieser, ein bedeutender Musikforscher, war auf seinen Europa-Reisen 1877 und 1882 auch Gast des sächsischen Königs Albert. Sourindro Mohun ging es vor allem um die Neubelebung der traditionellen indischen (Raga-) Musik. Diese Musik, die mit (improvisierten) Melodie-Modellen, basierend auf Empfindungen, arbeitet, in westliche Notation übertragen zu wollen, ist aufgrund der verschiedenen Tonsysteme äußerst schwierig. Für seinen Plan, dies dennoch zu versuchen, musste er eine besondere Notenschrift kreieren, die mit Symbolen arbeitet. Mithilfe der lithografischen Druckmaschinen der Dresdner Kunstdruckanstalt May, von denen er einige auf den Familiensitz nach Kolkata exportieren ließ, gelang es ihm nicht nur, seine musiktheoretischen Werke drucken zu können: es hatte ihm auch den Druck von Gebrauchs- und Motivbildern ermöglicht. Letztere sind insbesondere für die Verehrung der hinduistischen Götter von großer Bedeutung. Danach werden wir anhand vieler Quellen aus der zeitgenössischen Dresdner Presse über das Echo von Tagores Deutschland-Besuchen, besonders der in Dresden (1926, 1930) informiert.

Dort wurde auch eine Sammlung seiner Aquarelle präsentiert. Eine Gelegenheit für die Presse, sich mit dem genuinen Stil des Bildenden Künstlers Tagore auseinanderzusetzen.

MARTIN KÄMPCHEN beleuchtet die Rezeption von Werk und Person Tagores in Deutschland. Sein besonderes Interesse gilt dabei der Tätigkeit von Tagores Verleger Kurt Wolff in Leipzig sowie der bis in die Gegenwart reichenden Geschichte der Übersetzungen von Tagores Werk ins Deutsche. Lange Zeit hatte man, statt direkt aus dem Bengalischen, aus den englischen Ausgaben übersetzt. Etwas störend ist, dass Kämpchen in seiner Darstellung von Tagores Besuch in Dresden dieselben Quellen reproduziert wie Icke-Schwalbe (vgl. S. 58 f., 107). Hier hätte man sich eine bessere Koordination gewünscht.

WALTER SCHMITZ analysiert die zeitgenössische Rezeption Tagores in Deutschland in Literatur und Geistesleben. Dort hatten gewisse Stereotype, die man unter den Literaten und Gebildeten vom Orient (re-)produzierte, notwendigerweise für ein Missverstehen gesorgt. Dies kam auch vielen Lesern entgegen, die oft mehr nach Weltanschauung als nach Auseinandersetzung mit Kunst verlangten. Natürlich hatte auch die Sprachbarriere Anteil daran, das Werk nicht in Gänze verstehen zu können.

MONIKA POHLS Beitrag „Wo der Osten dem Westen begegnet... Universalität im Blick auf das Kind“ zeichnet die reformpädagogischen Spuren Tagores nach: sowohl zu Hause in Shantiniketan als auch in seinen Kontakten mit westlicher Erziehung. Pohl gelingt eine eindrucksvolle Zusammenschau der ganzen Verzweigungen der zeitgenössischen internationalen Reformpädagogik, eingebettet in die Lebensreformbewegung. Darüber hinaus werden örtliche Bezüge aufgezeigt sowie die Gesamtheit der obigen Phänomene mit Tagores Pädagogik in Verbindung gebracht. Besonders wird der Verbindung der Odenwaldschule zu Dresden-Hellerau nachgegangen. Eine breitere Würdigung nimmt auch die bewegende Begegnung Tagores mit der deutschen Jugend auf Burg Hohnstein ein. Dass Pohl ihren Beitrag mit dem Hinweis auf reformpädagogische Schulprojekte im damaligen Sachsen angereichert hat, hängt auch mit ihrem eigenen Forschungsinteresse zusammen: als Vorsitzende des Zentrums für Historische und Zeitgemäße Reformpädagogik Dresden e. V. liegt ihr neben aktuellen Aktivitäten die Erforschung der Geschichte der Reformpädagogik in der Region am Herzen.

ALOKERANJAN DASGUPTA, selbst ehemaliger Schüler in Shantiniketan, beschreibt die Konzeption des dort praktizierten Spieles als pädagogisches Prinzip, wie es auch Tagore vorgeschwebt hatte. GABRIELE GORGAS berichtet in „Tanz als eigenständige Kunst“ von Tagores Besuch 1926 an der Wigmann-Schule in Dresden. Statt nur diesen westlichen Tanzstil zu schildern, wären wenigstens einige Worte zu dem von Tagore geschaffenen Tanzstil angebracht erschienen.

MARIA SCHETELICH analysiert äußerst verdienstvoll am Beispiel des Nachlasses aus der „Sammlung Hertel“ die geschichtlichen Wechselbeziehung von Kunstdrucken aus Sachsen und Lithografien aus Indien. Trotz der thematischen Beschränkung des Bandes auf Bengalen und Dresden scheint es verwunderlich, warum die Herausgeber diesen Beitrag nicht mit einer kurzen geschichtlichen Darstellung der Verdienste der Leipziger Indologie – Hertel war einer von deren Lehrstuhlinhabern – zum Verhältnis Indien und Sachsen anreichern ließen. Die Institutsgeschichte ist bereits seit 2009 online verfügbar (vgl. <http://www.gko.uni-leipzig.de/bi20/startseite.html>). Bezüglich der Einbindung von Leipzig wäre auch zu fragen, warum Raja Shyama Kumar Tagore nicht berücksichtigt wurde, der während eines längeren Deutschland-Aufenthalts 1913 in Leipzig eine in Sanskritversen verfasste Schrift *Germany Kavya* (eine Huldigung auf Deutschland in Gedichtform) veröffentlicht hatte (vgl. W. LEIFER, Indien und die Deutschen, Tübingen/Basel 1969, S. 383).

ICKE-SCHWALBE präsentiert in „Reichtum und Exotik für den Dresdner Hof – Handwerk und Kultur für Sachsen“ einige sehr interessante Miszellen. So wird z. B. der Dresdner Hofgärtner George Meister (1653–1713) in seinem Bemühen gewürdigt, für die königlichen Gärten exotische Gewächse zu besorgen. Daneben wird auch auf die Bedeutung von Pulsnitz für den Export neuer textiler Färbetechniken eingegangen, die über die Niederlande als Indigo-Färbetechnik nach Indien gelangten. Von dort stammte auch der Missionar Bartholomäus Ziegenbalg (1682–1719), dessen Verdienste vor allem um die Tamil-Sprache die Periode einer sachlich-wissenschaftlichen Auseinandersetzung in Deutschland mit indischer Kultur einleitete. Dies führte im 19. Jahrhundert zur Gründung von indologischen Universitätsseminaren, so z. B. 1841 in Leipzig (als zweitältestes nach Bonn).

RAHUL PETER DAS ergänzt den Band durch zwei Beiträge, die kaum Bezüge zu Sachsen haben, die aber verdienstvoll sind, da sie erstmals in deutscher Sprache Originalquellen erschließen: Auszüge aus seinem Tagebuch der ersten Englandreise des jungen Tagore und einen Aufsatz des damals noch jugendlichen Tagore über „Goethes Liebschaften“.

Durch die Breite des Ansatzes in den einzelnen Beiträgen ist das Buch, das vor allem auch durch exzellente Bebilderung besticht, sehr zu empfehlen.

Frickenhausen

Arabella Unger

ANJA MEDE-SCHELENZ, Musealisierung, Volkskultur und Moderne um 1900.

Die Sammlung zur ländlichen Kleidung des Vereins für sächsische Volkskunde (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 43), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2013. – 244 S., 32 Abb., geb. (ISBN: 978-3-86583-748-6, Preis: 39,00 €).

Bei dem Sammlungsgegenstand, der im frühesten Inventarbuch des Museums für Sächsische Volkskunde als Nummer 369 verzeichnet ist, handelt es sich um eine Dose Schuhmacherwachs. Spender war Eugen Mogk, Professor für Nordische Philologie an der Leipziger Universität. Er gehörte 1897 zu den Gründern des Vereins für Sächsische Volkskunde und gab an, das Objekt aus der Pleiße gefischt zu haben.

Anja Mede-Schelenz kommt in ihrer an der Universität Jena im Fach Volkskunde (Empirische Kulturwissenschaft) vorgelegten Dissertation erst auf Seite 62 auf das Schuhmacherwachs zu sprechen. Gleichwohl knüpft sie für ihre Arbeit zentrale Fragen an dieses seltsame Exponat: Welche Aussage verfolgten die Mitglieder des Vereins für sächsische Volkskunde mit ihrer Sammlung? Wer definierte die „Volkskultur“? Hätte jeder mit Schuhmacherwachs ins Museum kommen können?

Das Feld ihres Erkenntnisinteresses ist damit schlaglichtartig ausgeleuchtet. Die Autorin will zeigen, wie, von wem und wozu in Sachsen um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert durch den Aufbau einer volkskundlichen Sammlung quasi ein Kanon der Volkskultur konstruiert und dergestalt ein Beitrag zur weiß-grünen Landesidentität formiert wurde. Denn ohne dass die Akteure dies damals ausdrücklich deklariert hätten sei, so ihre These, mit der Ausstattung des 1913 in Dresden eröffneten Museums ein Bild der sächsischen Volkskultur fixiert worden. Bündig legt sie dar, dass es sich dabei um Volkskultur nach dem Geschmack bürgerlicher Eliten handelte. Der Humus, auf dem sich Volkskunde und Volkskunst wie auch andere Sehnsuchts-Agenturen zu Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelten, war ein oft eher unbestimmtes Unbehagen an der Moderne – ein Unbehagen, das im industrialisierten Sachsen besonders gut gedieh.